

Jan Georg Schneider

Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick

0. Einleitung – Fragestellung

Der Wunsch zu erfahren, was sprachlich korrekt ist und was unkorrekt, hat derzeit Hochkonjunktur. In zahllosen Internet-Foren wird über die grammatikalische oder semantische Richtigkeit von Formulierungen diskutiert; 'sprachpflegerische' Bücher wie "Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod" verkaufen sich hervorragend, erscheinen zum Teil sogar in Bestsellerlisten.¹ Bastian Sick, "Spiegel-online"-Kolumnist und Autor des genannten Werkes, hält in gut gefüllten Konzertsälen Lesungen darüber, was richtig und was falsch ist, was gutes Deutsch ist und was man lieber vermeiden sollte. Nach eigenen Angaben will er "gegen falsches Deutsch und schlechten Stil zu Felde" ziehen (Sick 2004, 9).

Woher kommt das neuerwachte Interesse an Sprachrichtigkeit? Woher kommt die ausgeprägte sprachliche Unsicherheit, die auch bei vielen hochgebildeten Menschen den Wunsch entstehen lässt, von Sprachpflegern über ihr Ureigenstes, nämlich ihre Muttersprache, belehrt zu werden? Obwohl Antworten auf diese Fragen letztlich spekulativ bleiben, wage ich doch die These, dass eine Ursache hierfür die Rechtschreibreform ist, die von einem Großteil der Bevölkerung nach wie vor nicht angenommen wird, die insgesamt weder zur Vereinfachung noch zu einer höheren Einheitlichkeit geführt hat; die aber andererseits ein öffentliches Nachdenken und Diskutieren über Sprachrichtigkeit in Gang setzte. – Jedenfalls ist die Verunsicherung ein Faktum, das von Linguisten nicht ignoriert werden sollte.

Der vorliegende Aufsatz² entstand aus der Beobachtung, dass es 1) in der Öffentlichkeit ein starkes Interesse an einem sichereren Umgang mit Sprache gibt, dass aber 2) dieses Bedürfnis derzeit vorwiegend von Autoren bedient wird, die weniger zur Aufklärung beitragen, als vielmehr einen unangemessenen Sprachdogmatismus befördern, und dass 3) professionelle Linguisten, die sich differenzierter zu dem Thema 'Sprache

¹ Zum Beispiel wurde "Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod" am 29.03.05 in der "Amazon"-Bestsellerliste auf Platz drei sowie in der "Gong"-Bestsellerliste "Taschenbuch Sachbuch" auf Platz eins geführt.

² Für hilfreiche Anregungen und Kritik danke ich Achim Birr, Joonas Lorenz, Thomas Niehr und Jörg Schläger.

und Normierung' äußern könnten, in der Regel zu den einflussreichen 'laienlinguistischen' Publikationen schweigen.³

Der Aufsatz gliedert sich in zwei Hauptkapitel. Im ersten dieser beiden Kapitel setze ich mich am Beispiel der sick'schen Kolumnen mit populären Antworten auf die Frage, was ein sprachlicher Fehler ist, was unschönes Deutsch ist usw., auseinander, wobei Sicks Kolumnensammlung nicht nur aufgrund ihrer immensen Popularität, sondern auch aufgrund ihrer Bandbreite ein geeignetes Untersuchungsobjekt darstellt. Seine 'Fehleranalyse' streift nahezu alle zentralen Gebiete der linguistischen Sprachbeschreibung: Syntax, Morphologie, Orthographie, Semantik, Metapherntheorie, Übersetzungstheorie, Sprachwandel/Anglizismenkritik, Logik, Stilistik, Etymologie usw. Dementsprechend werden seine Analysen, die – wie sich zeigen wird – in allen diesen Bereichen typisch für die sprachpflegerisch geprägte, populäre Sichtweise sind, im ersten Kapitel meines Aufsatzes nach Themenbereichen geordnet abgehandelt und auf ihre Tragfähigkeit hin abgeklopft. Leitend sind hierbei stets die Fragen: Welche Kriterien setzt der Autor selber (implizit oder explizit) für einen sprachlichen Fehler oder eine sprachliche Unkorrektheit oder eine sprachliche 'Unschönheit' an? Wie begründet er seine Kriterien? Folgt er selber diesen Kriterien? Sind die Kriterien plausibel?

Nach dieser intensiven, kritischen Auseinandersetzung mit populären Sichtweisen stelle ich im zweiten Kapitel selbst resümierend die systematische Frage, was aus linguistischer Perspektive mit Recht als Fehler gewertet werden und nach welchen Kriterien man hierbei verfahren kann.

³ Dies soll natürlich nicht heißen, dass es bislang keine linguistischen Studien über populäre Sprachkritik, Sprachratgeber und Laienlinguistik gibt. Ich verweise hier exemplarisch auf die einschlägigen Arbeiten von Sanders (²1998), Sitta (2000a, 2000b), Bremerich-Vos (1991) und Antos (1996). – Meine Verwendung des Ausdrucks *laienlinguistisch* lehnt sich an Antos an, der die Doppeldeutigkeit dieses Ausdrucks hervorhebt: In seiner Terminologie bezeichnet *Laien-Linguistik* einerseits eine Sprach- und Kommunikationsbetrachtung für Laien und andererseits "häufig genug auch eine, die von Laien betrieben wird" (Antos 1996, 25; Hervorhebung von mir, J. G. S.). Antos geht in seinem Buch u. a. der Frage nach, was die "Öffentlichkeit" an Sprache und Kommunikation interessiert und welchen Stellenwert dabei laienlinguistische Publikationen (Sprachratgeber, Grammatiken usw.) haben. Desweiteren interessiert ihn, ob es der "professionalisierten" Linguistik in diesem Zusammenhang überhaupt noch gelingen kann, die "Alltagswelt" zu erreichen (Antos 1996, 1). Den Versuch eines solchen Brückenschlages unternehme ich in dem vorliegenden Aufsatz, indem ich mich auch an sprachinteressierte Nicht-Linguisten richte, aus linguistischer Perspektive kritisch zu einem sprachpflegerischen Buch Stellung nehme und eine alternative Sichtweise anbiete.

1. Populäre Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick

Das Buch "Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod" umfasst knapp fünfzig Kolumnen, die sich unter verschiedensten Aspekten kritisch mit Phänomenen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs im deutschsprachigen Raum auseinandersetzen. Der Textsorte entsprechend sind die Kolumnen größtenteils in einem flapsigen, humorvoll gemeinten Stil geschrieben, der jedoch die allzeit oberlehrerhaften Untertöne nicht kaschieren kann. Sick selbst bezeichnet sich als "Sprachpfleger" (12), glaubt sich aber von anderen Vertretern dieser Zunft dadurch zu unterscheiden, dass er sich nicht als "grimmi-ger Erbsenzähler" und "desillusionierter Sprachzyniker", sondern als "ironischer Geschichtenerzähler" präsentiert (9). Seine "ersten Attacken" hätten – so schreibt er im Vorwort weiter – "abgedroschenen Phrasen, unerträglichen Modewörtern, lästigen Anglizismen und Unwörtern aus dem Journalisten- und Politikerjargon" gegolten. Hierbei habe er von Anfang an einen "Kampf gegen Windmühlen" gefochten, bei dem sich ihm aber im Laufe der Zeit "Tausende von Sancho Pansas" zur Seite gestellt hätten.⁴ "Das Bedürfnis nach Aufklärung und Klarstellung" sei nämlich, so Sicks Analyse, "immens" (10). Dabei hätten die meisten von uns "im Grunde genommen ein völlig intaktes Sprachgefühl", das aber durch "Werbesprache, unverständliches Politikerdeutsch und leider auch bisweilen schlechte[n] Journalismus" getrübt werde (11). In seiner Rolle als Sprachpfleger möchte Sick jedoch nicht als Dogmatiker, Purist oder 'Tabellenfetischist' betrachtet werden (12). Denn wer sich genauer mit Sprache beschäftigt, der gelange alsbald zu folgender Erkenntnis:

"Eine lebende Sprache lässt sich nicht auf ein immergültiges, fest zementiertes Regelwerk reduzieren. Sie ist in ständigem Wandel und passt sich veränderten Bedingungen und neuen Einflüssen an. Darüber hinaus gibt es oft mehr als eine mögliche Form. Wer nur die Kriterien richtig und falsch kennt, stößt schnell an seine Grenzen, denn in vielen Fällen gilt sowohl das eine als auch das andere." (12)

Eine Aussage, der man inhaltlich und methodologisch in jeder Hinsicht nur zustimmen kann! – In den folgenden Kapiteln werden wir jedoch sehen, dass sich Sick nur in den seltensten Fällen an diese Erkenntnis hält und dass die meisten seiner Analysen genau auf denjenigen Vorurteilen basieren, die er in den gerade zitierten Formulierungen zu Recht attackiert.

⁴ Mir stellt sich hier vielmehr die Frage, ob es nicht in Anbetracht der zahlreichen Sick-Anhänger vielmehr eine Donquichotterie ist, sich kritisch mit seiner Sprachauffassung auseinanderzusetzen.

Ist Sicks Vorgehensweise tatsächlich geeignet, sein erklärtes oberstes Ziel, das "sprachliche Bewusstsein seiner Leser zu schärfen", zu erreichen? (13)

1.1 Syntax

Gerade weil Sprache lebendig ist, gibt es immer bestimmte Stellen, an denen das Sprachsystem 'wackelt', an denen Verwendungsweisen veralten und neue sich etablieren. Dies betrifft alle Aspekte des Sprachgebrauchs: neben semantischen, pragmatischen, phonologischen und morphologischen nicht zuletzt auch syntaktische Aspekte. Im Bereich der deutschen Syntax sind in den letzten Jahren u. a. zwei Phänomene zu beobachten, die immer wieder als Beispiele für Sprachwandel oder auch – je nach Ideologie – als Beispiele für 'Sprachverfall' angeführt werden: die Verwendung von Verbzweitstellung nach den Konjunktionen *weil*, *obwohl* und *wobei* (*weil ich hatte keine Zeit*) sowie die Verwendung der Präposition *wegen* mit dem Dativ. Somit ist es gewiss kein Zufall, dass Sick seine Kolumnensammlung mit diesem populären Beispiel beginnen lässt. Der Siegeszug des Dativs reicht nach seiner Darstellung bis mindestens in die Achtzigerjahre zurück, als die bayerische Sängerin Nicole mit ihrem Schlager *Wegen dir* überregional erfolgreich war und so zur Etablierung des 'Wegen-Dativs' beitrug. Zum Glück konnte der "hochdeutsch" singende Entertainer Udo Jürgens diesen "genitivfeindlichen Tiefschlag" (15) noch im selben Jahr mit seiner Platte "Deinetwegen" wettmachen:

"So wurden die Radiohörer im deutschsprachigen Raum daran erinnert, dass man in Bayern 'wegen dir' sagen kann, dass die richtige Form aber 'deinetwegen' lautet. Denn was Udo Jürgens singt, ist immer bestes Hochdeutsch. Ein Jahr lang ging er mit 'Deinetwegen' auf Tournee, ein beispielloser Kreuzzug für die Rettung des Genitivs." (15)

Der Leser kann an dieser Stelle also lernen, dass die "richtige" Form *deinetwegen* lautet. Dabei hält Sick Nicoles 'Fehler' trotz seiner fatalen Wirkung noch gerade für verzeihlich, da der Schlagertext in bayerischem Dialekt getextet worden sei; nicht verzeihlich dagegen sei es, dass in den Neunzigerjahren immer mehr hochdeutsch gesungene Lieder und CDs erschienen seien, die *wegen dir* im Titel führten und so zu einer "Verflachung" der Hochsprache beigetragen hätten (15).

Diese Darstellung enthält zwei allgemeine Annahmen, die für populäre Sprachkritik typisch sind: Erstens wird eine starre begriffliche Trennung zwischen Hochsprache und Dialekt vorgenommen, die die Realität des alltäglichen Sprachgebrauchs kaum widerspiegelt. Die 'reine' Hochsprache ist ein Konstrukt und wird nur von den wenigsten Menschen in allen Lebenslagen gesprochen. Regionale und gruppenspezifische

Färbungen dagegen sind der Normalfall; nicht einmal Tagesthemensprecher verwenden lupenreines Standarddeutsch, auch wenn sie sich einem solchen Standard mitunter annähern. Anders als Sick es darstellt, sind die Texte der Sängerin Nicole zudem keineswegs im bayerischen Dialekt verfasst, sondern in einem leicht regional gefärbten Hochdeutsch, einem sogenannten Regiolekt.

Sicks zweite sprachkritische Annahme besagt, dass der zunehmende Gebrauch von *wegen* mit Dativ-Rektion falsch sei und die Hochsprache 'verflachen' lasse. Was kann in solchen Fällen als Kriterium für Falschheit und Verflachung gelten? Neben der apodiktischen Behauptung, *deinetwegen* sei hier die einzig "richtige Form", suchen wir in Sicks Kolumne vergeblich nach klaren Kriterien. Liest man sie zuende, so findet man allerdings einen versteckten Hinweis. Dort beschreibt Sick nämlich einen Fall, den er offensichtlich als Beispiel für Sprachwandel gelten lässt, und zwar den Fall der Präposition *trotz*, bei der – umgekehrt – dem Genitiv die "feindliche Übernahme gelungen" sei (16): Während diese Präposition früher in der Standardsprache mit dem Dativ einherging, wird sie heute 'regulär' mit dem Genitiv gebraucht. Es scheint also auch für Sick prinzipiell ein Stadium zu geben, in dem eine sich langsam durchsetzende Gebrauchsweise nicht mehr als Fehler zu werten ist. Die Frage ist nun: Wann ist ein solches Stadium erreicht?

Dass Sick diese Frage an keiner Stelle diskutiert, hängt m. E. nicht zuletzt damit zusammen, dass er es durchgängig versäumt, systematisch zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu differenzieren. In Bezug auf die Präposition *wegen* wage ich die These, dass in mündlichen Kontexten mittlerweile in weit über neunzig Prozent der Fälle der Dativ gebraucht wird und dass – vor allem im privaten Bereich – eher die Verwendung des Genitivs als abweichend bzw. aufgesetzt-snobistisch empfunden wird. In schriftlichen, vor allem formellen schriftlichen Kontexten⁵ dagegen ist weiterhin die Verwendung des Genitivs die Regel. Hat man einmal begriffen, dass geschriebene und gesprochene Sprache aufgrund der unterschiedlichen medialen Bedingungen verschiedene syntaktische Regularitäten aufweisen⁶, so empfindet man dies nicht mehr als Widerspruch. Ein angemessenes Urteil darüber, ob der Dativ bei der Präposition *wegen* korrekt ist, kann sinnvollerweise nur in Bezug auf bestimmte Medien (zu denen ich auch die gesprochene und die geschriebene Sprache zähle – vgl. Schneider 2003) sowie in Bezug auf bestimmte Domänen und Kommunikationsformen (privates Telefongespräch, Arbeitsbesprechung,

⁵ Bei (privater) E-Mail- und Chat-Kommunikation verhält es wiederum anders. Dies im einzelnen zu erörtern würde hier aber zu weit führen.

⁶ Zur Syntax des gesprochenen Deutsch vgl. u. a. Schlobinski (1997), Auer (2000), Günthner (2000) und Fiehler (2000).

Vorstellungsgespräch, Geschäftsbrief, Liebesbrief, Anrufbeantworterspruch, Notizzettel etc.) erfolgen; als Kriterien können hierbei allgemeine Akzeptanz und allgemein üblicher Gebrauch angeführt werden. – Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Basisannahmen, die in der heutigen Linguistik weitgehend geteilt werden, gibt es kein stichhaltiges Argument dafür, den Gebrauch von *wegen* mit dem Dativ in alltags-sprachlichen, vor allem mündlichen, Kontexten als Fehler zu werten. Ein Kategorienfehler ist vielmehr die unreflektierte Übertragung von Regeln der formellen Schriftsprache auf mündliche Kontexte.⁷

Als sprachliche Fehler bzw. abweichende Redeweisen kann man allerdings u. a. sogenannte hyperkorrekte Äußerungen betrachten, die auch von Sick erwähnt, jedoch nicht als solche klassifiziert werden: Dass es Bereiche gibt, in denen der Genitiv Anstalten macht, "fremdes Terrain zu erobern" (16), ist soziolinguistisch damit zu erklären, dass viele Sprecher ihn nach wie vor als den prestigeträchtigeren Kasus ansehen, dessen häufige Verwendung vermeintlich dazu angetan ist, sich als Mitglied einer bestimmten Bildungsschicht darzustellen. So kommt es in manchen Kontexten dazu, dass der Anwendungsbereich des Genitivs hyperkorrekt ausgeweitet wird: *gemäß des Protokolls, nahe des Spielplatzes, wider besseren Wissens* – (un-)grammatische Formen, die relativ häufig vorkommen und manchmal sogar von Politjournal-Moderatoren verwendet werden. Wie der Soziolinguist Labov bereits in den Sechzigerjahren gezeigt hat, beruhen solche Sprachprägungen in der Regel auf sprachlicher Unsicherheit, die in bestimmten Konstellationen durchaus zum Motor von Sprachwandelprozessen avancieren kann.⁸

Ein weiteres von Sick diskutiertes Beispiel aus dem Bereich der Syntax betrifft die Wortstellung. Eine ganze Kolumne ist der Verwendung des Adjektivs *pur* als Rechtsattribut gewidmet: *Action pur, Unterhaltung pur, Spannung pur, Genuss pur, Sonne pur* etc. Hierbei bezieht sich Sicks Ablehnung nicht nur auf den inflationären Gebrauch solcher Ausdrücke, insbesondere in der Werbung (24) – ein Geschmacksurteil, das man durchaus teilen kann –, er führt darüberhinaus auch mehrere 'sprachsystematische Argumente' an:

⁷ Vgl. hierzu auch Kap. 2 des vorliegenden Aufsatzes.

⁸ Vgl. Labov (1978, 129-146). – In seinen empirischen Untersuchungen hat Labov nachgewiesen, dass sozial aufstiegsorientierte Gruppen (hier: die 'untere Mittelschicht' der Lower East Side von New York) dazu tendieren, sich aufgrund von sozialem Druck in übertriebener Weise an die von ihnen als prestigeträchtig angesehene Sprachvarietät anzupassen, diese zu imitieren und dabei ein Sprachverhalten zu entwickeln, das die von Ihnen angestrebte Sprechnorm noch übertrifft. Auf diese Weise kam es in den von Labov untersuchten Konstellationen zu Sprachwandelprozessen, die hier allerdings nicht die syntaktische, sondern die phonologische Ebene betrafen.

"Bemerkenswert ist, was hier mit der Syntax geschieht: Das Attribut wird dem Hauptwort nachgestellt, ein in der deutschen Sprache eher ungewöhnlicher Vorgang, denn normalerweise steht das Attribut vor dem Hauptwort. Doch in der Reklamesprache setzt man sich über Grammatikregeln gern hinweg und verbiegt die natürliche Syntax, um Aufmerksamkeit zu erregen." (24)

"Bemerkenswert" sind – aus meiner Sicht – vor allem die laienhaften Argumente, die hier gegen die Nachstellung von Adjektiven ins Feld geführt werden. In der Tat: Die Nachstellung von Adjektiven ist in der deutschen Grammatik eher der Ausnahmefall. Dies kann jedoch schlecht als Argument dafür angeführt werden, dass sie ungrammatisch ist bzw. "sich über die Grammatikregeln hinwegsetzt"; noch weniger als Argument dafür, dass sie die "natürliche Syntax verbiegt". Was ist "natürliche Syntax"? – Der Gebrauch von Adjektiven als Rechtsattributen war zwar nie der Regelfall, er hat jedoch eine lange Tradition in der deutschen Sprache und ist alles andere als unnatürlich: *Forelle blau, Röslein rot, Hänschen klein, Raupe nimmersatt* sind häufig zitierte Beispiele. Was soll hier ein Kriterium für die 'Natürlichkeit der Syntax' sein? Wie verhält sich die Vorstellung einer solchen 'natürlichen Syntax' zur These von der Veränderlichkeit der Sprache? Fast fühlt man sich an das von Ludwig Wittgenstein zitierte Diderot-Wort erinnert, wo dieser die Ansicht vertritt, es sei "eine Eigentümlichkeit der französischen Sprache, daß in ihr die Worte in der Ordnung stehen, in welcher man sie denkt" (PU 336, 386; vgl. auch Chomsky 1969, 18 f.). Zu Recht macht sich Wittgenstein über die Vorstellung einer natürlichen Reihenfolge lustig. Ist dies von Sick mit 'Natürlichkeit der Syntax' gemeint? Der Autor bleibt uns eine Antwort schuldig. Das einzige Kriterium, das er anführt, ist wiederum ästhetischer Art: ein Unbehagen über den "inflationären 'pur'-Gebrauch" (24). Ohne Zweifel ist dies ein gewichtiges Kriterium, jedoch kein sprachsystematisch begründbares.

1.2 Morphologie und Wortartenlehre

Neben seinen Ausführungen zu syntaktischen Phänomenen befasst Sick sich auch mit anderen Bereichen der Grammatik, insbesondere mit Fragen der Morphologie. Zum Beispiel ist eine ganze Kolumne der Genus-Bestimmung von Produktnamen gewidmet: Heißt es nun *die* oder *das Nutella*, *die* oder *das Colgate*, *die* oder *das Cola*? – Auch hier ist eine 'linguistische' Erklärung wieder schnell zur Hand: Um das grammatische Geschlecht eines Produktnamens bestimmen zu können, müsse man sich – so Sick – "Klarheit darüber verschaffen, was das Produkt darstellt". Namen wie *Colgate* und *Dentagard* seien Feminina, "weil sie für die weiblichen Begriffe Zahnpasta und Zahncreme stehen" (20). Eine handliche Erklärung, die

zunächst plausibel scheint: *Ariel* ist ein Neutrum, weil es *das Waschmittel* heißt, *Bifi* ein Femininum, weil sich dahinter *die Salami* versteckt; Automarken sind in der Regel Maskulina, denn hier hat – so Sicks Erklärung – der männliche *Wagen* Pate gestanden (21). Wie sich an dieser Stelle bereits unschwer erkennen lässt, ist es im Einzelfall alles andere als einfach zu bestimmen, "was das Produkt darstellt", denn nach dem sick'schen Kriterium könnten sich Automarken genauso gut auf das Auto beziehen. Die Nutella könnte sich an der Nussnougatcreme orientieren, ebenso gut wie der Nutella an dem Brotaufstrich. Tatsache ist: Bei manchen Produktnamen haben sich im Laufe der Zeit einheitliche Genera herausgebildet (*das Tempo; der Volvo*), bei anderen herrscht bis heute Uneinigkeit: *die* oder *das Nutella*, *der* oder *das Snickers*? Dennoch kann man die von Sick vorgeschlagene Faustregel für den Hausgebrauch durchaus anwenden: Manchmal hilft sie weiter, auch wenn sie letztlich keinen sicheren Orientierungspunkt liefert.

Eher beiläufig erwähnt Sick in diesem Zusammenhang nun noch ein weiteres mögliches Kriterium: Hinter Produktnamen verbergen sich manchmal Abkürzungen. So stehe z. B. *Hanuta* ursprünglich für *HAsel-NUssTafel* und müsste demnach Femininum sein (21). Dass Sick dieses Kriterium dennoch nicht gelten lassen will, begründet er mit folgendem Argument: "Doch wer weiß schon, dass der Name Hanuta ein Akronym ist?" (21 – Hervorhebung von mir, J.G.S) – Unwissenheit schützt also anscheinend davor, dass eine bestimmte Sprachprägung als falsch zu werten ist. Anders ausgedrückt: Wenn sich im Laufe der Zeit ein bestimmter allgemein üblicher Gebrauch einspielt, dann gibt es in den allermeisten Fällen – auf diese kleine Einschränkung komme ich im Schlusskapitel noch zurück – keinen vernünftigen Grund, mit etymologischen oder pseudo-etymologischen Argumenten die Unkorrektheit einer bestimmten Sprachprägung zu behaupten – eine Auffassung, die an dieser Stelle implizit von Sick vertreten wird und der ich voll zustimme. Bemerkenswert ist diese Textstelle allerdings insofern, als sie im klaren Widerspruch zu vielen anderen sick'schen Analysen steht, wo immer wieder, gerade im Bereich von Semantik und Anglizismuskritik, mit etymologischen Herleitungen gearbeitet wird. Wie wir in den nächsten Kapiteln noch an mehreren Stellen sehen werden, scheint Unwissenheit über die 'Herkunft' von Wörtern nämlich in manchen Bereichen nicht vor Fehlern und schlechtem Stil zu schützen (vgl. u.a. 192 und 49). Nachvollziehbare Kriterien dafür, wann etymologische Herleitungen einen Maßstab für die Sprachrichtigkeit abgeben, sind im Text nicht aufzuspüren.

Dass der Autor generell mit dem Sprachwandel auf Kriegsfuß steht, zeigen auch seine Stellungnahmen zum Thema Wortartenlehre. Unter anderem

beunruhigt ihn die "illegale Adjektivierung von Umstandswörtern" (110). Gemeint ist hier ein Sprachwandelphänomen, das in den letzten Jahren in der Tat vielerorts zu beobachten ist: Wörter, die bislang ausschließlich der Kategorie der Adverbien zuzuordnen waren, werden verstärkt als Linksattribute gebraucht und gesellen sich damit zusätzlich zu den Adjektiven. Ein relativ unspektakulärer Sprachwandelprozess, der nur einen weiteren Beleg für die Lebendigkeit von Sprache liefert und wenig Anlass zur Beunruhigung gibt. Verbreitet ist – wie Sick zutreffend feststellt (111) – unter anderem die Verwendung von *schrittweise* und *teilweise* als adjektivischen Linksattributen: *der schrittweise Abbau der Verschuldung, die teilweise Erhöhung* etc. Auch, in der Tat gewöhnungsbedürftige, Sprachprägungen wie *Ich hab' gestern echt einen okayen Film gesehen* sind in letzter Zeit recht häufig – auch von Sprechern des Hochdeutschen – zu vernehmen.

Ob man solche Redeweisen mag oder nicht: wenn sie sich durchsetzen, werden sie spätestens in ein paar Jahrzehnten kaum jemandem mehr übel aufstoßen (vgl. auch Keller 1994, 23). Unter sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten ist gegen die "schrittweise Zunahme der Adjektivierung" jedenfalls prinzipiell nichts einzuwenden, auch wenn Sick gegen solche "Adverbialattacken" gerne "gebührenpflichtige Verwarnungen" aussprechen würde (111). Dass er die Häufung solcher Redeweisen als unschön empfindet, sei ihm selbstverständlich zugestanden; sein Versuch, dieses ästhetische Urteil sprachwissenschaftlich zu unterfüttern, scheidet jedoch auch hier: Die bloße Behauptung, *schrittweise* sei nun einmal kein Adjektiv, sondern ein Adverb, ist dogmatisch und wird dem Sprachwandelprozess nicht gerecht.⁹

Ähnliches gilt für die von Sprachpflegern immer wieder vorgebrachte These, das Partizip *gewunken* sei 'falsch'. Auch hier wird einfach behauptet, das Verb *winken* sei nun einmal regelmäßig, was häufig mit dem Verweis auf das regelmäßig gebildete Präteritum *winkte* untermauert wird (vgl. u. a. Mackowiak 2004, 62 f.; auch Sick 2004, 183). Welches eherne Gesetz besagt, dass ein Verb niemals im Präteritum regelmäßig und im Partizip unregelmäßig (hier in Analogie zu *trinke, trank, getrunken*) gebildet sein kann? In Anbetracht der Tatsache, dass die meisten Muttersprachler mittlerweile wohl *gewunken* sagen, stellt sich auch hier – ähnlich wie bei der bereits erörterten Präposition *wegen* – die Frage: Wann ist der Punkt erreicht, an dem Sprachpfleger diese Partizipbildung nicht mehr als Fehler, sondern als geronnenes Ergebnis eines Sprachwandelprozesses werten? Oder betrachten sie den Gebrauch von *gewunken* als logischen Fehler?

⁹ Dies gilt u. a. auch für Sicks Behauptung, *erinnern* sei ein reflexives Verb und *etwas erinnern* sei daher unkorrekt (vgl. 154).

1.3 Logik und Semantik

Womit wir beim Thema 'Logik und Semantik' angelangt wären, einem Bereich, dem ebenfalls zahlreiche Kolumnen von Sicks Buch gewidmet sind. Wie die meisten Sprachpflieger neigt auch er dazu, bei seinen semantischen Analysen nicht den tatsächlichen Gebrauch, z. B. von Redewendungen, zu beschreiben, sondern seine Leser mithilfe von etymologischen Herleitungen über die 'eigentliche', 'korrekte' Bedeutung der jeweiligen Äußerung zu belehren und anderen Sprechern bzw. Schreibern des Deutschen logische Fehler und Paradoxien 'nachzuweisen'.¹⁰ Zum Beispiel hält er folgende Meldung der "Süddeutschen Zeitung" über einen Stromausfall in Italien für "paradox" und "widersinnig" (68): "Kurz nach drei Uhr morgens gingen im nachtschwärmenden Italien die Lichter aus. Von den Alpen bis zum Ätna – nur die Insel Sardinien blieb unbehelligt." Widersinnig sei diese Formulierung deshalb, weil man aus dem Adjektiv *unbehelligt* "hell" heraushöre, "also das Gegenteil von 'dunkel' ". Eine scharfsinnige Beobachtung, die aber mit Sicherheit nicht widerspiegelt, wie Muttersprachler des Deutschen das Wort im alltäglichen Gebrauch auffassen: Bei *unbehelligt* denkt man normalerweise genausowenig an *hell*, wie man an schokoladehaltige Getränke denkt, wenn man *jemanden durch den Kakao zieht*, oder an körperliche Deformationen, wenn jemand *mit gespaltener Zunge redet*, oder an die Bundesbahn, wenn man davon spricht, dass jemand *zweigleisig fährt* (vgl. 39). Es könnte sich also um eine verblasste oder "erstarrte" Metapher handeln (vgl. Goodman 1998, 73), keineswegs aber um eine Paradoxie oder einen logischen Fehler, wie Sick hier behauptet. Im folgenden führt er aber zudem aus, dass *unbehelligt* in Wirklichkeit gar nichts mit *hell* zu tun habe, sondern etymologisch auf *hellingen* zurückgehe, was soviel wie *stören* oder *belästigen* bedeute. Eine Paradoxie oder ein unlogischer Sprachgebrauch ist hier also in keiner Hinsicht – selbst wenn man den Implikationen der sick-schen Argumentation folgt – erkennbar, denn genau in diesem Sinne verstehen und verwenden Muttersprachler des Deutschen das Adjektiv *unbehelligt* bis heute (auch wenn sie kein propositionales Wissen über die etymologische Herkunft haben): im Sinne von *ungestört*.

Insgesamt ist bei Sick ein tiefes Misstrauen gegenüber metaphorischem Sprachgebrauch und polysemen sowie ambigen Begriffen zu beobachten. Einen Beleg hierfür liefert eine weitere semantische Analyse in derselben Kolumne. Der Autor vertritt hier die Auffassung, auch die Überschrift "Regionalbahn raste auf Abstellgleis" enthalte einen Widerspruch: Die Bahn

¹⁰ Kritisch zu dieser Vorgehensweise auch Sanders (²1998), der sich in seiner Darstellung – ebenso wie ich – an Wittgensteins 'Gebrauchskonzeption' orientiert; vgl. Sanders (²1998, 35 f.) sowie das Kapitel "Was den Sprach-Kritiker zum Kritikaster macht" (Sanders ²1998, 23-26).

könne "nämlich nicht rasen", sondern sie liege "meist flach auf dem Boden und beweg[e] sich nur innerhalb einer kalkulierten Dehnungsspanne". Immerhin räumt der Autor hier ein, dass das Wort *Bahn* "im Volksmund" häufig synonym mit *Zug* verwendet werde – die eigentliche Definitionsmacht scheint er jedoch nur den Experten, nämlich "Eisenbahnern" und "Eisenbahn-Enthusiasten", zuzugestehen, von denen der Laie lernen kann, was das Wort *Bahn* in Wirklichkeit bedeutet (69).

Diese Tendenz, nach der 'eigentlichen', kontextunabhängigen Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks zu suchen und diese mithilfe von Experten-Meinung oder Etymologie 'festzuzurren', ist vielleicht das hervorstechendste Charakteristikum sprachpflegerisch geprägter, populärer Sprachkritik.¹¹ In Sicks Kolumnensammlung finden sich zahlreiche Beispiele für eine solche Dekontextualisierung von Einzelwörtern. Nur einige, besonders bezeichnende, seien hier referiert – nicht wenige davon kennt der humanistisch Gebildete aus dem schulischen Latein- oder Deutschunterricht: *derselbe* ist nicht dasselbe wie *der Gleiche* (202); *anscheinend* ist etwas ganz anderes als *scheinbar*. – Was es mit dem zweiten dieser beiden mysteriösen Wortpaare auf sich hat, wird von Sick folgendermaßen dargestellt und begründet:

"In den wenigsten Fällen, in denen *scheinbar* gebraucht wird, ist *scheinbar* auch wirklich gemeint. Sätze wie 'Das ist ihm scheinbar egal' oder 'Scheinbar weiß es keiner' sind zwar häufig zu hören, doch leider – meistens – falsch. Richtig muss es heißen: 'Das ist ihm anscheinend egal' und 'Anscheinend weiß es keiner'. Andernfalls würde es bedeuten, die Gleichgültigkeit und die Unwissenheit wären nur vorgetäuscht." (140)

Am Ende der betreffenden Kolumne findet sich zur weiteren Erläuterung eine Tabelle, die folgende Informationen enthält: "scheinbar: nur zum Schein, angeblich, [...], vorgetäuscht, trügerisch"; "anscheinend: allem Anschein nach, wohl, [...], möglicherweise, womöglich" (141). – Ja, so lernt man es im Mittelstufenunterricht! Nur spiegeln diese Definitionen lediglich einen Bruchteil unserer kommunikativen Praxis wieder. Die Ausdrücke werden kontextfrei definiert, eine Tendenz, die bei Sick durch einen auffälligen Hang zum Tabellen-Anlegen komplettiert wird. Die linguistische Basisunterscheidung zwischen Semantik und Pragmatik wird dabei völlig ausgeblendet (vgl. auch Niehr 2002, 7; Schiewe 2001, 294) – genauer gesagt: die Pragmatik wird zugunsten starrer Bedeutungsfestlegungen ignoriert. Anstatt den tatsächlichen Gebrauch der Ausdrücke *scheinbar* und *anscheinend* in verschiedenen kommunikativen Kontexten zu beschreiben, wird ein invarianter Bedeutungsunterschied postuliert. – Meine These lautet hier: In vielen Kontexten ist die Unterscheidung zwischen *scheinbar* und

¹¹ Vgl. hierzu auch Kap. 2 des vorliegenden Aufsatzes.

anscheinend völlig irrelevant; die beiden Ausdrücke werden im Gegenwartsdeutsch partiell synonym verwendet. Wer *Scheinbar ist es wohl so* sagt, meint damit in der Regel genau das Gleiche (oder dasselbe?) wie mit *Anscheinend ist es wohl so*. Die Behauptung, *Scheinbar weiß es keiner* sei 'falsch', beruht auf einer unangemessenen Ausblendung der Unterscheidung von Semantik und Pragmatik.

Nicht in allen Kontexten ist das gleiche Maß an Genauigkeit gefordert. In einer juristischen Abhandlung, einer Anklageschrift, einer Verteidigungsrede oder einer wissenschaftlichen Abhandlung sind genaue Definitionen sicherlich angebracht. Auch die Differenzierung zwischen *scheinbar* und *anscheinend* ist hier manchmal zweckmäßig¹²; ähnliches gilt für die Unterscheidung zwischen *derselbe* und *der Gleiche*. Über solche Bedeutungsnuancen im Alltagsgespräch belehrt zu werden, ist hingegen schwer erträglich und in kommunikationstheoretischer Perspektive völlig unnötig. Stets und überall ein Höchstmaß an Genauigkeit einzufordern ist 'unökonomisch' und zeugt nicht von hoher Urteilskraft. – In einem ähnlichen Argumentationszusammenhang diskutiert John L. Austin als Beispiel seine berühmte Frage, ob der Satz "Frankreich ist sechseckig" wahr sei (Austin 1979, 161 f.). Austins pragmatische Antwort lautet sinngemäß: Wenn jemand z. B. aus dem Stegreif eine Karte von Frankreich zeichnen möchte, kann diese Information nützlich und angemessen sein. Ein höheres Maß an Exaktheit einzufordern wäre in diesem Fall schlicht witzlos, auch wenn sich ein Geograph mit der Antwort naturgemäß nicht begnügen kann. – Ganz ähnlich äußert sich Wittgenstein bei seiner sprachphilosophischen Analyse des Begriffs *Spiel*:

"Man kann sagen, der Begriff 'Spiel' ist ein Begriff mit verschwommenen Rändern. – 'Aber ist ein verschwommener Begriff überhaupt ein Begriff?' – Ist eine unscharfe Photographie überhaupt ein Bild eines Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?" (PU 71, 280)

Das Maß an begrifflicher "Schärfe" und Exaktheit, das wir benötigen, hängt vom jeweiligen kommunikativen Zusammenhang ab und von dem Zweck, den wir jeweils verfolgen. Mit dekontextualisierten Definitionen dagegen

¹² Vgl. hierzu auch die differenzierte Darstellung von Sanders, der sich zwar von einem schulmeisterlichen Beharren auf dem Gegensatzpaar *scheinbar/anscheinend* distanziert, letztlich aber aus "sprachökonomischen" Gründen für eine Beibehaltung des Bedeutungsunterschieds plädiert (vgl. Sanders 1998, 139-142) – eine Argumentation, mit der ich bis zu einem gewissen Grad übereinstimme, die allerdings m. E. die Spezifika der verschiedenen Kontexte und Diskursformen sowie die von Mündlichkeit und Schriftlichkeit nicht hinreichend berücksichtigt.

ist niemandem geholfen; sie sind jedenfalls nicht geeignet, einen reflektierten Sprachgebrauch und ein individuelles Sprachgefühl zu fördern.

Ein solches individuelles Sprachgefühl ist auch vonnöten, wenn es um den Bereich der Stilistik geht. Viele der semantischen Darstellungen Sicks berühren die Frage nach gutem und schlechtem Stil. Doch auch hier gelangt er selten zu hilfreichen Tips, dafür umso öfter zu dogmatischen Wertungen:

" 'Nach Wahldebakel: SPD schmeißt Schröder raus' – 'Der Kanzler kriegt die rote Karte.' Sätze wie diese sind vorstellbar. Aber Sie werden sie hoffentlich niemals in einer seriösen Zeitung lesen müssen. Nicht aus Rücksicht auf den Kanzler, sondern aus Respekt vor der Sprache." (190)

Die Wörter *kriegen* und *schmeißen* sollten also, zumindest in der gehobenen Schriftsprache, tunlichst vermieden werden. Zur Untermauerung dieser These führt Sick zunächst – hoffentlich nicht ganz ernst gemeint – das untrügliche Sprachgefühl seines Urgroßvaters, eines "gebildeten und weltgewandten" Mannes, an, in dessen Hause das Wort *schmeißen* tabu gewesen sei (190). Mit Sicherheit ernst gemeint ist dagegen der darauffolgende Ausflug in die Etymologie: Das starke Verb *schmeißen* habe ursprünglich nämlich "besmieren" und "beschmutzen" bedeutet. Schließlich habe es auch die Bedeutung von "schlagen" erlangt: Ausdrücke wie *Schmiss* und *schmissig* erinnerten noch heute an dieses etymologische Stadium. Daneben habe sich *schmeißen* auch noch als schwaches Verb in der Bedeutung von "Kot auswerfen" entwickelt. Wörter wie *Schmeißfliege* und *Geschmeiß* bezeugten diese Bedeutung noch in der Gegenwartssprache. – Alles zutreffende etymologische Herleitungen, die man im Grimmschen Wörterbuch nachlesen kann. Die Schlussfolgerungen, die Sick aus seinem etymologischen Exkurs zieht, sind jedoch wiederum abenteuerlich. Seine Nähe zur "Sudelei" habe dem Wort *schmeißen* – so können wir erfahren – bis heute "den Aufstieg von der Umgangssprache in die gehobene Sprache" verwehrt (191).

Den (m. E. zutreffenden) Einwand eines Journalistenkollegen, es gebe aber durchaus Kontexte in denen *Rausschmiss* einfach "gepfeffter" klinge als *Rauswurf*, kontert Sick mit folgendem Argument:

" 'Du würdest doch aber auch nicht Ausdrücke wie *verarschen* und *bescheißen* schreiben', wende ich ein. Nein, erwidert er, das sei ja Vulgärsprache. Aha. Schmeißen ist es auch, nur weiß das heute anscheinend kaum noch jemand. Aber ist Unkenntnis ein Argument für Unbedenklichkeit?" (192)

Diese Argumentationskette exemplifiziert zwei methodische Merkmale, denen wir in Sicks Kolumnensammlung immer wieder begegnen und die für laienlinguistische Sprachkritik insgesamt charakteristisch sind: Zum einen eine Vermischung diachroner und synchroner Aspekte von Sprache,

zum anderen eine Inkonsistenz und ein Schwanken in Bezug auf die Einschätzung von (etymologischer) "Unkenntnis" als Kriterium dafür, ob etwas als kritikwürdig zu werten ist. Im Gegensatz zum eingangs diskutierten Hanuta-Beispiel scheint Unwissenheit hier nicht vor schlechtem Stil und Fehlern zu schützen. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, scheint dies in noch weit höherem Maße für den Gebrauch von Anglizismen zu gelten.

1.4 Anglizismenkritik und Metaphysik

Die Anglizismenkritik gehört traditionell zu den Hauptbetätigungsfeldern von Sprachpflegern. Der Einfluss des Englischen (und vor allem des Amerikanischen) wird als bedrohlich empfunden; der Topos vom 'Verfall' bzw. der 'Verarmung der deutschen Sprache' wird gerade in diesem Zusammenhang immer wieder bemüht.¹³ – Und in mindestens einem Punkt kann man die sprachpflegerische Kritik hier durchaus nachvollziehen: Die inflationäre Verwendung von Anglizismen in einigen Bereichen, z. B. in Broschüren und Kampagnen der "Deutschen Bahn" oder der "Telekom", wird von vielen Sprechern des Deutschen zu Recht als unnötig empfunden und führt vor allem bei älteren Menschen mitunter zu Verständnisschwierigkeiten, die sich zum Teil ohne weiteres vermeiden ließen. Mit Anglizismen und Hybridbildungen wie *service point*, *CityCall*, *GlobalCall*, *BahnCard* und *Walking-Schuh*¹⁴ verfolgen die betreffenden Unternehmen wohl nur ein einziges 'kommunikatives' Ziel: ihren vermeintlichen Status als 'Global Players' unter Beweis zu stellen (vgl. Niehr 2002, 11, Anmerkung 17). – Dennoch kann man die Sprachpfleger beruhigen: Nicht jeder Anglizismus setzt sich auf die Dauer durch. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts waren Anglizismen in der deutschen Sprache Gegenstand von sprachpflegerischer Kritik; und viele dieser Anglizismen (z. B. *Supper*, *Diner*, *Grill-room*, *Garden-party*) waren schon kurze Zeit später wieder aus der Mode gekommen (vgl. Niehr 2002, 8).

Dass heute vor allem im Bereich der computergestützten Kommunikation und des World Wide Web massenhaft Anglizismen entstehen, lässt sich kausal relativ leicht erklären: Gerade in diesem Bereich, wo die englische Sprache weltweit vorherrschend ist, haben sich in den letzten Jahren zahlreiche neue Phänomene entwickelt, die nach Benennung verlangen:

¹³ Vgl. hierzu exemplarisch Zabel (Hg.) (2001); kritisch zur populären Anglizismenkritik u. a. Niehr (2002), Schlobinski (2001), Schiewe (2001); kritisch zur 'Sprachverfallsklage' auch Sanders (²1998, 75 ff.), Sitta (2000a u. 2000b).

¹⁴ Nicht unerwähnt bleiben sollte in diesem Zusammenhang auch ein Wahlplakat von "Bündnis 90/Die Grünen" beim NRW-Landtagswahlkampf 2005: "Safer Shoppen ohne Gen-Tech!".

Verben wie *mailen*, *chatten*, *googeln*, *surfen*, *scrollen*, *forwarden* und *downloaden* dokumentieren dies. Auch Sick geht in einer seiner Kolumnen auf Neologismen dieser Art ein und weist zu Recht darauf hin, dass solche Verben durch ihre Aufnahme in die deutsche Sprache zu deutschen Wörtern werden und somit der deutschen Konjugation folgen (146): *Ich habe gemailt* und nicht *Ich habe gemailet* oder gar *Ich habe mailed*. Im Zuge der Eindeutschung englischer Verben wie *to load down* ergeben sich dementsprechend linguistische Fragen, die für die deutsche Grammatik spezifisch sind¹⁵: Ist *downloaden* ein trennbares oder ein untrennbares Verb? (*Ich habe downgeloadet* oder *Ich habe gedownloadet*?) – Fragen wie diese kann man natürlich pragmatisch umgehen, indem man hier auf das morphologisch unproblematischere Verb *herunterladen* zurückgreift. Auch *forwarden* kann man ohne Probleme durch *weiterleiten* ersetzen. Aber Substitutionen dieser Art sind offenbar nicht immer möglich: Äquivalente für *mailen* und *chatten* haben sich jedenfalls noch nicht durchgesetzt. Versuche, gebräuchliche englischstämmige Wörter durch 'deutsche' zu ersetzen (*Hellraum-Projektor* oder gar *Tageslichtschreiber* statt *Overhead-Projektor*, *Heimat-* oder *Heimseite* statt *Homepage* etc.) wirken aufgesetzt und haben selten Aussicht auf Erfolg (vgl. Niehr 2002, 7).¹⁶

Ein gängiges Kriterium, 'sinnvolle' von 'überflüssigen' Anglizismen zu unterscheiden, wird in diesem Zusammenhang auch von Sick ins Spiel gebracht: Fremdwörter seien "willkommen" – so heißt es hier –, "wenn sie unsere Sprache bereichern"; "unnötig" dagegen seien sie, "wenn sie gleichwertige deutsche Wörter ersetzen oder verdrängen".¹⁷ Statt *gevotes* könne man ebensogut *abgestimmt* schreiben, statt *upgedated* [sic] *aktualisiert* und statt *gebackupt gesichert* (147). – Orientiert man sich an diesen Beispielen, dann erscheint das von Sick (und vielen anderen Anglizismenkritikern) vorgeschlagene Kriterium plausibel. Jedoch stößt man schnell auf Fälle, wo die Frage, ob der jeweilige Ausdruck "gleichwertig" durch ein "deutsches Wort" ersetzt werden kann, alles andere als trivial wird: Häufig beziehen sich der Anglizismus und der 'deutsche'¹⁸ Ausdruck zwar auf dasselbe Referenzobjekt und haben damit – nach Lyons – dieselbe deskriptive Bedeutung, unterscheiden sich aber hinsichtlich ihrer expressiven und sozialen Bedeutung (Lyons 1983, 141 f.). In einem Aufsatz über Anglizismenkri-

¹⁵ Vgl. hierzu die differenzierte Darstellung in Eisenberg (2001).

¹⁶ Positive Beispiele dafür, wie es gelingen kann, 'deutsche' Neologismen in die Sprache einzuführen, liefert dagegen immer wieder der Radiosender "Eins live" mit originellen, ästhetisch ansprechenden Sprachprägungen wie *Lauschangriff*, *Stauschau*, *Heimatkult* usw.

¹⁷ Kritisch zu diesem Kriterium u. a. Schiewe (2001, 286 f.).

¹⁸ Ich setze *deutsch* hier in Anführungszeichen, denn Sicks Unterscheidung zwischen Anglizismen und 'deutschen Wörtern' ist strenggenommen inkonsistent: Sie widerspricht der Auffassung, dass englische Wörter in die deutsche Sprache und Grammatik aufgenommen werden.

tik hat Thomas Niehr dies u. a. für das Wort *Kids* nachgewiesen (Niehr 2002; vgl. auch Linke 2001). Anhand treffender Beispiele zeigt er, dass sich *Kids* in vielen Kontexten nicht ohne Bedeutungsveränderung durch eine der – vom "Verein deutsche Sprache" (VdS)¹⁹ vorgeschlagenen – Alternativen *Kinder*, *Kleine*, *Jugendliche*, *Gören*, *Rangen* ersetzen lässt (vgl. Niehr 2002, 4 ff.; auch Linke 2001, 375). Zum Beispiel ist die aus der FAZ entnommene Formulierung "Die Kids von heute haben nur noch wenig Sinn für HiFi der behäbigen Art" ohne Zweifel nicht synonym mit "Die Gören von heute haben nur noch wenig Sinn für HiFi der behäbigen Art". – *Kids* und *Gören* haben in allen mir bekannten Kontexten eine ganz unterschiedliche expressive und soziale Bedeutung. In diesem Sinne veranschaulicht das von Niehr gewählte Beispiel auch noch einmal die Konsequenzen der für Sprachpfleger typischen Ausblendung von Gebrauchskontexten.

Ein weiterer großer Bereich, auf die Anglizismen- bzw. Amerikanismenkritik abzielt, betrifft die 'wörtliche' Übersetzung englischer Ausdrücke (vor allem Komposita und Idiome) ins Deutsche, die 'Verdeutschung' von Anglizismen. – Hierzu eine Bemerkung vorweg: Die deutsche Sprache enthält zahlreiche solcher Ausdrücke, deren englische Herkunft gar nicht mehr wahrgenommen wird und an denen somit auch niemand, außer vielleicht die hartgesottensten Sprachpfleger, Anstoß nimmt: *Halbzeit* (half time), *Außenseiter* (outsider), *Gemeinplatz* (common place), *Selbstverwaltung* (self government), um nur einige zu nennen.²⁰ Es stellt sich hier also von vornherein die methodische Frage, wie weit man einen solchen Ausdruck sprachgeschichtlich jeweils 'zurückverfolgen' will, um ihn noch als Import charakterisieren zu können. Eine solche Rückverfolgung würde schon recht bald zu dem kuriosen Ergebnis führen, dass kaum noch 'deutsche' Ausdrücke übrigblieben.

Sick bezieht sich in diesem Zusammenhang vor allem auf neuere Sprachprägungen, insbesondere auf Verben (154 ff.): *etwas erinnern* (to remember something) statt *sich an etwas erinnern*; *jemanden treffen* (to meet someone) statt *sich mit jemandem treffen*; *Ich denke ...* (I think ...) statt *Ich meine/glaube ...*; *Ich rufe Sie zurück* (I call you back) statt *Ich rufe Sie wieder an*; *nicht wirklich* (not really) statt *eigentlich nicht*; *einmal mehr* (once more) statt *wieder einmal*. – Auch an dieser Stelle argumentiert Sick ausschließlich mit seinem untrüglichen Sprachgefühl: Ausdrücke dieser Art "verwässern unsere Sprache" (155). Was dies heißen soll und wie sie das machen, bleibt sein Geheimnis. Der bloße Hinweis darauf, dass sich ein deutscher Ausdruck in Analogie zu einem englischen entwickelt hat, verweist zunächst einmal nur auf ein Sprachwandelphänomen und liefert als solcher noch

¹⁹ Ehemals: "Verein zur Wahrung der deutschen Sprache" e. V.

²⁰ Die Beispiele übernehme ich von Stöckel 2003, 3 (zitiert nach Niehr 2002, 11, Anmerkung 26).

keinen hinreichenden Grund für Kritik; dies übersieht vielleicht mancher Leser, der sich von Sick 'ertappt' fühlt. Sprachphilosophisch begründen könnte man solche Sprachkritik dagegen im Einzelfall, wenn ein inflationär gebrauchter Ausdruck mit irreführenden Vorstellungen einhergeht: Wer ständig *etwas kommuniziert* hat möglicherweise vergessen, dass er mit jemandem kommuniziert. Zumindest ließe sich nachfragen, ob die Nutzer dieser Wendung wirklich glauben, etwas kommunizieren zu können. Dieses Beispiel, das zeigt, in welche Richtung eine inhaltlich begründete, moderate Sprachkritik gehen kann, wird hier von Sick merkwürdigerweise nicht angeführt. Im übrigen stellt sich die Frage, worauf seine Kritik eigentlich abzielt. Er will doch nicht wirklich ernsthaft behaupten, dass *nicht wirklich* synonym mit *eigentlich nicht* gebraucht wird, oder doch? Und was stört ihn an *zurückrufen*?

Den Höhepunkt jedoch bildet seine intensive Beschäftigung mit der Redewendung *Sinn machen*, der er eine ganze Kolumne – "Stop making sense!" – widmet. Seine Ablehnung dieses "primitiven Übersetzungsanglizismus" (48) begründet er wie folgt:

" 'Sinn' und 'machen' passen einfach nicht zusammen. Das Verb 'machen' hat die Bedeutung von fertigen, herstellen, tun, bewirken; es geht zurück auf die indogermanische Wurzel *mag-*, die für 'kneten' steht. Das Erste, was 'gemacht' wurde, war demnach Teig. Etwas Abstraktes wie Sinn lässt sich jedoch nicht kneten oder formen. Er ist entweder da oder nicht. Man kann den Sinn suchen, finden, erkennen, verstehen, aber er lässt sich nicht im Hauruck-Verfahren erschaffen." (49)

Diese Begriffsanalyse exemplifiziert noch einmal die methodischen Charakteristika der sick'schen Sprachkritik. Zunächst begeht er einen klassischen etymologischen Fehlschluss, indem er wiederum synchrone und diachrone Beschreibungsebene vermischt und die 'ursprüngliche' Bedeutung von *mag-* auf den Sprachgebrauch im Gegenwartsdeutsch abbildet: auch hier scheint im übrigen wieder ein Fall vorzuliegen, wo etymologische Unwissenheit nicht vor 'schlechtem' Deutsch schützt (vgl. Hanuta-Beispiel sowie seine Ausführungen zu *behelligen* und *schmeißen*). Diese etymologische Herleitung verbindet er nun – und das ist neu – mit einem metaphysisch-dogmatischen Glaubenssatz: Sinn kann man nicht machen oder erschaffen; er ist "entweder da oder nicht". – In der hermeneutisch geprägten Sprachphilosophie und auch im Konstruktivismus sieht man dies übrigens völlig anders. Die Vorstellung, dass Sinn erzeugt bzw. gemacht wird, hat in der europäischen Geistesgeschichte eine lange Tradition: Das über jeden Anglizismusverdacht erhabene Gefüge *Sinn stiften* verleiht dieser Auffassung noch heute ihren Ausdruck. Ob Sinn nun da ist oder erzeugt wird – dies zu entscheiden ist jedenfalls nicht Sache von Sprachkritikern.

Aber ganz unabhängig davon, ob die sickische Metaphysik zutrifft: Seine Behauptung, Abstraktes lasse sich nicht machen, zeugt von einer Verkennung des metaphorischen Charakters von Sprache. Wenn man dem Buchstäblichkeitsgrundsatz folgen würde, könnte etwas z. B. auch keine *Schule machen* – ein Ausdruck, den Sick im übrigen selber verwendet (25) –, man könnte sich auch keine Sorgen machen und keinen schlechten Eindruck; ja strenggenommen könnte man noch nicht einmal eine Frage stellen, eine Antwort geben, eine Entscheidung treffen oder Kritik üben. Nimmt man den sickischen Buchstäblichkeitsgrundsatz beim Wort, so bleiben nur wenige 'korrekte' Wendungen übrig. Schon Nietzsche machte sich über eine solche Sprachauffassung lustig und charakterisierte die "Wahrheit" – metaphorisch – als ein "bewegliches Heer von Metaphern" (vgl. KSA 1, WL, 880). Man kann ihm nur zustimmen.

2. Was ist ein sprachlicher Fehler?

"Etwa fünfzehn Jahre nach Eröffnung der Golden Gate Bridge stellte ein Mitarbeiter der Autobahngesellschaft von Nordkalifornien am südlichen Ende der Brücke Rostspuren fest. Ein Maler wurde mit dem Neuanstrich beauftragt. Er fing am verrosteten Ende an und arbeitete sich zum nördlichen Ufer vor. Nach Abschluß der Arbeiten waren fünfzehn Jahre vergangen, man stellte am südlichen Ende Rostspuren fest." (Eisenberg 1989, 9)

Mit diesem Gleichnis veranschaulicht Peter Eisenberg im Vorwort seines Standardwerks "Grundriß der deutschen Grammatik" die Probleme, die sich ergeben, wenn man den Versuch unternimmt, eine Sprache systematisch zu beschreiben. Grammatiker müssen, ebenso wie Semantiker, Pragmatiker, Soziolinguisten, Phonologen und Morphologen der kontinuierlichen "Transformation" der Sprache in Raum und Zeit (Saussure)²¹, kurz: dem Sprachwandel, Rechnung tragen. Sie müssen das Faktum reflektieren, dass jede Sprachbeschreibung modellhaft ist und in einem bestimmten Sinne immer 'zu spät' kommt, immer erst dann vollendet ist, wenn bereits 'Rost' angesetzt hat. Diesen methodischen Maximen wird populäre Sprachkritik nur in den allerseltensten Fällen gerecht. Sprachpfleger neigen dazu, Sprachwandelprozesse als 'Verfallserscheinungen' umzudefinieren. Nicht nur in dieser Hinsicht ist Bastian Sick – wie der vorliegende Aufsatz gezeigt hat – ein typischer Vertreter dieser Zunft. Charakteristisch für popu-

²¹ Vgl. Saussure (1997, 251). – Etwas später heißt es in Saussures Text zum Thema Sprachwandel: "Wie setzen also das Prinzip des unablässigen Wandels der Sprachen [langues] als absolut. Den Fall eines Idioms, das sich im Zustand der Bewegungslosigkeit und der Ruhe befände, gibt es nicht." (Saussure 1997, 259)

läre Sprachkritik sind auch die folgenden methodischen Merkmale, die uns bei der Lektüre seiner Kolumnen immer wieder begegnet sind:

- die Vermischung von Synchronie und Diachronie,
- die weitgehende Ausblendung der Pragmatik,
- die Verkennung des metaphorischen Sprachgebrauchs,
- die Vernachlässigung medialer Unterschiede, insbesondere der Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit,
- die starre Trennung zwischen 'Dialekt' und 'Hochsprache'.

Dass die Vorstellung einer solchen Trennung in die Irre führt, hat bereits Saussure in seinen "Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung" (1891) konstatiert: Was wir empirisch vorfinden, sind nicht starr gegeneinander abgegrenzte 'Hochsprachen' und 'Dialekte', sondern dialektale Merkmale, die sich auf komplexe und unübersichtliche Weise verteilen (vgl. Saussure (1997, 273 f)).²² Die 'reine' Hochsprache, z. B. das 'reine' Hochdeutsch, ist dagegen vor allem ein idealisiertes Konstrukt und wird nur von den wenigsten Menschen tatsächlich gesprochen – ein empirisches Faktum, das von Sprachpflegern in der Regel nicht reflektiert wird.

Aber vielleicht ist gerade diese sprachtheoretische und methodische Naivität eine Ursache für den erstaunlichen kommerziellen Erfolg von Sicks Buch. Zudem werden einige seiner ästhetischen Urteile – insbesondere was den inflationären Anglizismen-Gebrauch angeht – offensichtlich von zahlreichen Muttersprachlern des Deutschen geteilt. Eine weitere Ursache seines Erfolgs könnte darin liegen, dass er in Zeiten von verunglückter Rechtschreibreform und sprachlicher Unsicherheit einfache Gebrauchsanweisungen anbietet. Als "ironischer Geschichtenerzähler" will er sich von "grimmigen Erbsenzählern" absetzen (9). Diese vermeintliche Lustigkeit kann jedoch nicht über die immensen Vorurteile und Dogmen hinwegtäuschen, die hinter den meisten seiner Analysen stehen und die an keiner Stelle reflektiert, geschweige denn begründet werden.

Nur bei den wenigsten seiner Beispiele bestünde aber überhaupt die Möglichkeit, plausible Kriterien für die vorgenommenen Wertungen anzugeben, was nicht zuletzt daran liegt, dass Sick sich – auch dies ist typisch für Sprachpfleger – weitgehend auf die Einzelwort- bzw. Lexemebene fixiert, die nicht gerade die ergiebigste und interessanteste Fundgrube für sprachliche Fehler ist. Zu den wenigen 'echten' Fehlern, die sich auf dieser Ebene finden lassen und die hier von Sick genannt werden, gehören: die falsche Numerusmarkierung bei eingedeutschten italienischen und lateinischen Wörtern (*ein Mafiosi, ein Soli, die Kasi*), der sogenannte

²² Zur Problematik des Begriffs *Dialekt* vgl. auch Harris (1998).

'Deppen-Apostroph' (Tipp's, Snack's), unlogische Formen wie *der Einzigste* sowie fehlerhafte Partizipbildungen wie *gefaltene*²³ (statt *gefaltete*). Normalerweise sind dekontextualisierte Wörter jedoch weder korrekt noch unkorrekt; vielmehr lassen sie sich erst dann sinnvoll kritisieren, wenn sie zu Worten werden, d. h. in (schriftlichen, mündlichen oder gebärdensprachlichen) Äußerungen verwendet werden (vgl. auch Schiewe 2001).²⁴

Für die Schriftsprache ist die Frage, was wir mit Recht einen sprachlichen Fehler nennen können, wesentlich leichter zu beantworten als für die gesprochene Sprache. Dies hängt vor allem damit zusammen, wie wir die geschriebene und die gesprochene Sprache erlernen bzw. erwerben. Während wir die gesprochene Sprache als Kleinkinder spielerisch erwerben, uns ohne explizite Regelformulierungen in eine bestehende Sprachpraxis hineinentwickeln, lernen wir die Schriftsprache in Institutionen; wir lernen sie, wenigstens zum Teil, nach Regeln, genauer gesagt nach Regelformulierungen (vgl. Schneider 2005, insbesondere Kapitel 2) und werden somit vom Beginn unseres Schrifterwerbsprozesses an darauf getrimmt, dass es sprachliche Fehler gibt und dass man diese vermeiden soll.²⁵ Neben der Beurteilung von Orthografiefehlern, die trivialerweise für die Schriftsprache reserviert ist, orientiert sich auch die Beurteilung der Grammatikalität fast immer an der Schriftsprache. Typische Fehler, die nicht nur Schülern, sondern auch Studenten und mitunter sogar Journalisten unterlaufen, sind: Falsche Flexionsendungen bei Adjektiven und Substantiven, insbesondere bei komplexen Nominalphrasen, sowie falsche Kasus bei Appositionen (*Für ihn als einem gebildeten Menschen ist das selbstverständlich*). Fehler auf niedrigerem Niveau (z. B. im DaF-Bereich) lassen sich natürlich noch viel leichter als solche identifizieren.

Die Grammatik der Schriftsprache ist bis heute sehr viel besser erforscht als die der gesprochenen Sprache²⁶, und somit neigen wir dazu, Merkmale der geschriebenen unreflektiert auf die gesprochene Sprache zu übertragen. Äußerungen wie "wobei ich hab' am frühen Abend 'ne Univeranstaltung"²⁷ als 'fehlerhaft' zu beurteilen, zeugt von solchen Kategorienfehlern. – Aber natürlich unterscheidet sich die Grammatik der gesprochenen Sprache nicht in jeder Hinsicht von der der geschriebenen: Ein falscher Artikel bleibt ein falscher Artikel, eine falsche Konjunktion

²³ Natürlich lässt sich keineswegs ausschließen, dass *gefalten* im Sprachwandelprozess zu einer korrekten, d. h. allgemein verbreiteten und allgemein akzeptierten, Form wird. Bei *der Einzigste* lässt sich dies allerdings mit guten Gründen bezweifeln.

²⁴ Zur Unterscheidung zwischen *Worten* und *Wörtern* auch Sanders (21998, 70-74).

²⁵ Vgl. hierzu u. a. Harris (2000).

²⁶ Erste systematische Versuche, die "Zeitlichkeit der gesprochenen Sprache ernst zu nehmen" finden sich bei Auer (2000), Günthner (2000) und Schlobinski (1997).

²⁷ Das Beispiel entstammt einer Transkription aus Günthner (2000, 63).

kann man im Mündlichen wie im Schriftlichen wählen und auch Hyperkorrektheitsphänomene (*wider besseren Wissens, gemäß dieses Urteils*) kommen – wie gesagt – in beiden Modalitäten vor.

Viel ergiebiger wird die Suche nach Möglichkeiten, Sprache zu beurteilen aber erst dann, wenn man die Frage 'Was ist ein sprachlicher Fehler?' erweitert und allgemeiner fragt, welche mündlichen bzw. schriftlichen Äußerungen in welcher kommunikativen Situation angemessen sind. Wenn man unter Sprachkompetenz nicht länger ein starres, monolithisches Regelwerk versteht, sondern die Fähigkeit, sprachliche Ausdrücke in verschiedensten Situationen, in verschiedensten "Sprachspielen", wie Wittgenstein sagen würde (vgl. u. a. PU 7, 241; PU 23, 250), mehr oder weniger geschmackvoll und passend zu verwenden, dann eröffnen sich ganz neue Dimensionen der Beurteilbarkeit. Dies bedeutet vor allem auch, Wörter nicht länger nur als Elemente des Sprachsystems (Langue), sondern als Elemente der Parole, der Performanz aufzufassen. Nur in der Performanz nehmen wir z. B. auf etwas Bezug (Referenz) und sagen bzw. schreiben darüber etwas (Prädikation). Sprachliches Handeln kann auf verschiedenste Arten misslingen: Man kann ungenau oder unkorrekt referieren und präzisieren, man kann gegen alle möglichen Konventionen verstoßen. Zum Beispiel sollte man beim Vorstellungsgespräch in der Regel anders reden als beim abendlichen Kneipenbesuch mit Freunden; einen Geschäftsbrief an jemanden, den man nicht kennt, beginnt man mit *Sehr geehrte Frau ...* bzw. *Sehr geehrter Herr ...*; am Telefon meldet man sich mit Namen usw. Und auch bei der Wahl des Mediums kann man sich vergreifen: Einem Trauernden per SMS sein Beileid auszusprechen, kommt nicht in jedem Fall gut an.

Dies alles sind Bereiche, bei denen Sprachkritik ansetzen kann. Insgesamt kommt es immer darauf an, den jeweiligen Sprachgebrauch unter seinen jeweiligen spezifischen medialen und kommunikativen Bedingungen möglichst genau zu beschreiben. Sprachpfleger versäumen dies in der Regel; stattdessen isolieren sie einzelne Ausdrücke aus ihren Kontexten und verharren bei apodiktischen Behauptungen. Dies gilt exemplarisch auch für Bastian Sick. Der größte Mangel seiner Art von Sprachkritik besteht m. E. darin, dass sie die Sprachreflexion nicht fördert, sondern nur zu noch stärkerer Unsicherheit führt und sprachlicher Kreativität das Wasser abgräbt. Eine größere Sicherheit im Umgang mit Sprache erreicht man nur, wenn man die Kriterien der Beurteilung jeweils plausibel macht (vgl. auch Sitta 2000b, insbesondere 112 f). Hierzu noch einige Beispiele zum Abschluss.

Das erste Beispiel ist semantischer Art: Zwar ist bei Redewendungen – wie gesagt – die 'buchstäbliche' Bedeutung meistens so verblasst, dass sie kaum noch wahrgenommen wird; dennoch ist der metaphorische Sprach-

gebrauch natürlich nicht gegen jegliche Kritik immun: Wer gedankenlos davon spricht, er habe *das bis zur Vergasung diskutiert*, kann und sollte darauf aufmerksam gemacht werden, was er da gerade gesagt hat. Der Gebrauch von Komposita wie *Rentnerschwemme* oder *Spielermaterial* gibt ebenfalls Anlass für aufklärerische, politisch relevante Sprachkritik.²⁸ Und auch im logisch-semantischen Bereich gibt es zahlreiche Beispiele, wo sich die Kriterien der Beurteilung transparent machen lassen: Kurz nach dem sogenannten 'Amoklauf von Erfurt' konnte man in den "Aachener Nachrichten" die Überschrift "Der Amokläufer hatte seine Tat von langer Hand geplant" lesen. Wer logisch und semantisch ein bisschen geschult ist, merkt sofort, dass da etwas nicht stimmen kann. Entweder war es kein Amokläufer, oder er hatte die Tat nicht von langer Hand geplant; beides zusammen funktioniert nicht, denn es gehört zu unserem Begriff des Amokläufers, dass er ungeplant und unkontrolliert 'handelt'. Auch logische Zusammenhänge in ganzen Texten können Lehrer und Dozenten z. B. zusammen mit ihren Schülern bzw. Studenten offenlegen und zeigen, wann kausale Konjunktionen und Adverbien wie *weil* und *deshalb* logisch passen und wann nicht.

Und noch ein letztes Beispiel, diesmal aus dem Bereich der Morphologie: Wie in Kap. 1.2 bereits erörtert, gibt es heute bei Lichte besehen keinen stichhaltigen Grund mehr, die Verwendung der Partizipform *gewunken* als Fehler zu werten. Etwas anders verhält es sich z. B. mit einem Verb wie *hängen*, das sowohl transitiv als auch intransitiv gebraucht wird und bei dem die unterschiedlichen Partizipformen einen entsprechenden Bedeutungsunterschied markieren: *Das Bild hat an der Wand gehangen* versus *Ich habe das Bild an die Wand gehängt*. In dieser sprachsystematischen Perspektive kann man die Wahl des Partizips in Sätzen wie *Ich habe das Bild an die Wand gehangen* oder – noch eindeutiger – *Der Langstreckenläufer hatte alle seine Konkurrenten abgehangen* durchaus als korrekturbedürftig werten; immer versehen allerdings mit dem Hinweis, dass die bedeutungsunterscheidende Funktion der starken und der schwachen Partizipform natürlich nicht ein für allemal bestehen bleiben muss, sondern im Zuge des Sprachwandels verschwinden kann.

Gerade Beispiele wie das letztgenannte können aber auch unter ganz anderen Gesichtspunkten als dem einseitigen Richtig-falsch-Kriterium betrachtet werden. Zum Beispiel könnten Lehrer höherer Klassen den soeben referierten sprachsystematischen Zusammenhang zunächst ohne wertende Kommentare erläutern und dann versuchen, unter ihren Schülern

²⁸ Vgl. hierzu auch Sitta (2000b). Sitta postuliert Sprachkritik als "akademische und aufklärerische Disziplin" und bemängelt das "anti-akademische und anti-aufklärerische" Auftreten der heutigen publizistischen Sprachkritik, wobei er Wolf Schneider als typischen Vertreter nennt.

eine Diskussion darüber zu entfachen, was in diesem Kontext mit Recht als Fehler angesehen werden kann und nach welchen Kriterien man dabei sinnvollerweise verfährt. Mit dieser Methode hat man vielleicht reelle Chancen, das Interesse für sprachliche Nuancen zu wecken, die Sprachreflexion anzuregen und das individuelle Sprachgefühl zu fördern – deutlich bessere jedenfalls als mit dogmatischer laienlinguistischer Sprachkritik.

Literatur

- Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings*. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik; 146).
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: *Sprache und Literatur* 85 (2000), S. 43-56.
- Austin, John L. (1979): *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. 2. Aufl. Stuttgart [1. Aufl. 1972].
- Bremerich-Vos, Albert (1991): *Populäre rhetorische Ratgeber. Historisch-systematische Untersuchungen*. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik; 112).
- Chomsky, Noam (1969): *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt/Main.
- Eisenberg, Peter (1989): *Grundriß der deutschen Grammatik. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl.* Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (2001): Die grammatische Integration von Fremdwörtern. Was fängt das Deutsche mit seinen Latinismen und Anglizismen an? In: Stickel (Hg.) (2001), S. 183-209.
- Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: *Sprache und Literatur* 85 (2000), S. 23-42.
- Goodman, Nelson (1998): *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. 2. Aufl. Frankfurt/Main.
- Günthner, Susanne (2000): Grammatik im Gespräch: Zur Verwendung von *wobei* im gesprochenen Deutsch. In: *Sprache und Literatur* 85 (2000), S. 57-74.
- Harris, Roy (1998): The Dialect Myth. In: Roy Harris / George Wolf (Hgg.) (1998): *Integrational Linguistics. A First Reader*. Oxford.
- Harris, Roy (2000): *Rethinking Writing*. London / New York.
- Keller, Rudi (1994): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2. überarbeitete und erweiterte Aufl. Tübingen und Basel [1. Aufl. 1990].
- Labov, William (1978): *Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation*. Bd. 2, hg. von Norbert Dittmar und Bert-Olaf Rieck. Königstein / Ts.
- Linke, Angelika (2001): Zur allmählichen Verfertigung soziokultureller Konzepte im Medium alltäglichen Sprachgebrauchs. In: Andrea Lehr u. a. (Hgg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Berlin / New York.
- Lyons, John (1983): *Die Sprache*. München.
- Mackowiak, Klaus (2004): *Die 101 häufigsten Fehler im Deutschen. Und wie man sie vermeidet*. München.
- Niehr, Thomas (2002): *Anmerkungen zu einer populären Anglizismen-Kritik. Oder: Von der notwendig erfolglos bleibenden Suche nach dem treffenderen deutschen Ausdruck*.
<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/niehr/anglizismen.html>
 (Eine gekürzte Fassung dieses Aufsatzes erschien in: *Sprachreport* 4/2002, S. 4-10.)

- Nietzsche, Friedrich (1980): Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: *Kritische Studienausgabe (KSA)*, 15 Bde hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München / Berlin / New York, Bd. 1, S. 873-890. – Zitiert als *KSA 1, WL*.
- Sanders, Willy (1998). *Sprachkritikastereien*. 2., überarbeitete Aufl. Darmstadt.
- Saussure, Ferdinand de (1997): *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß*. Texte Briefe und Dokumente, gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt/Main.
- Schiewe, Jürgen (2001): Aktuelle wortbezogene Sprachkritik in Deutschland. In: Stickel (Hg.) (2001), S. 280-296.
- Schlobinski, Peter (1997): *Syntax des gesprochenen Deutsch*. Opladen/Wiesbaden.
- Schlobinski, Peter (2001): Anglizismen im Internet. In: Stickel (Hg.) (2001), S. 239-257.
- Schneider, Jan Georg (2003): Die Unhintergebarkeit der "normalen Sprache". Ein Beitrag zum Medienbegriff. In: *Sprache und Literatur* 91-92 (2003), S. 27-36.
- Schneider, Jan Georg (2005): Zur Normativität von Sprachregeln. Ist Sprechen 'regelgeleitetes' Handeln? [erscheint voraussichtlich in ZGL 33.1/2005]
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. 6. Aufl. Köln.
- Sitta, Horst (2000a): Wie Sprachkritik nicht sein sollte. In: Jürg Niederhauser / Stanislaw Szlek (Hgg.) (2000): *Sprachsplitter und Sprachspiele. Nachdenken über Sprache und Sprachgebrauch*. Festschrift für Willy Sanders zur Emeritierung. Bern, S. 251-265.
- Sitta, Horst (2000b): Was publizistische Sprachkritik sein könnte. In: Axel Gellhaus / Horst Sitta (2000): *Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik; 218), S. 95-114.
- Stickel, Gerhard (2000): *Englische und andere Neuheiten im heutigen Deutsch und was die Leute davon halten* (unveröffentlichtes Manuskript).
- Stickel, Gerhard (Hg.) (2001): *Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel*. Berlin / New York.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): Philosophische Untersuchungen. In: *Werkausgabe in 8 Bänden*, Bd. 1. Frankfurt/Main. – Zitiert als *PU* mit Angabe der Abschnittsnummer und der Seitenzahl.
- Zabel, Hermann (Hg.) (2001): *Denglisch, nein danke! Zur inflationären Verwendung von Anglizismen in der deutschen Gegenwartssprache*. Paderborn.

Dr. Jan Georg Schneider
 Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft
 der RWTH Aachen
 Eilfschornsteinstr. 15
 52062 Aachen
 j.schneider@isk.rwth-aachen.de